

Die Neue Welt

Nr. 17

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

• Vor Adam •

Ein vorgeschichtlicher Roman von Jack London

(Fortsetzung.)

Als er so saß und nach den Höhlen-
eingängen spähte, wurde er ge-
wahr, daß auch er von dort aus
[scharf] beobachtet wurde. Bald
sah er einige die Köpfe heraus-
strecken; sie verständigten sich untereinander
durch Laute. In der Eile und Berwirrung
hatten nicht alle ihre richtigen Höhlen erwählt,
einige Junge hatten in fremden Höhlen
Schutz gesucht. Nun riefen die Mütter nach
ihnen mit den ängstlichen Locklauten, an
denen sie von den Jungen erkannt wurden.

„Großzahn“ würde auch seiner Mutter
Stimme aus hunderten heraus erkannt
haben, wie sie umgekehrt auch die seinige.

Dies Hin- und Herrufen dauerte ge-
raume Zeit, — und lange wagte es keiner
herauszukommen oder gar zum Plage
hinabzuklettern. Endlich wagte es doch
einer. — Dieser eine sollte noch eine große
Rolle in „Großzahns“ Leben spielen. —
Allem Anschein nach besaß er eine große
Autorität unter seinen Stammesgenossen.
Später pflegte er ihm seiner roten, entzün-
deten Augen wegen „Rotauge“ zu nennen.
Diese häßlichen, roten Augen charakteri-
sierten ihn auch sonst. Sie waren gleichsam
ein äußerliches Zeichen seiner grausamen
Wildheit, seiner Blutgier. Seine ganze
Seele war blutrot.

„Rotauge“ war in jeder Beziehung ein
Ungeheuer. Körperlich war er ein Riese,
der mindestens seine 170 Pfund wog. Nie
hatte „Großzahn“ einen größeren Urmen-
schen seiner Art gesehen, und weder unter
dem Baumvolk, noch später bei den Feuer-
volk-leuten gab es welche von solcher Stärke.

Mit einem einzigen Griff und einem
Ruck seiner Eisenfinger konnte er beispiels-
weise einem anderen den Oberarmmuskel
vom Leibe reißen; mit einem Faustschlag
zertrümmerte er jedem den Schädel wie eine
Eierschale. Mit einem heimtückischen Bein-
schwung trat er einem die Eingeweide aus
dem Leibe. Eine Handdrehung genügte zum
Genickbrechen, und mit einem einzigen Biß
seiner Riesenschnauze konnte er Haischlag-
ader und Rückgrat seines Gegners zer-
malmen.

Aus dem Sitz konnte er sieben Meter
weit springen. Sein Körper zeigte eine
widerwärtig dicke Behaarung. Andere

waren stolz auf ihren dünnen Haarwuchs;
„Rotauge“ war über und über mit groben
Haaren bedeckt, In- und Außenseiten der
Arme, ja sogar die Ohren zeigten Be-
haarung. Nur Handflächen und Fußsohlen
und eine kleine Stelle unter den Augen
waren haarlos. Er war schauderhaft häß-
lich. Sein wildgrinendes Maul mit der
ungeheuren, herabhängenden Unterlippe
bildete das passende Gegenstück zu den
greulichen Augen.

So sah „Rotauge“ aus, und so sah ihn
jetzt „Großzahn“ behutsam aus seiner Höhle
herauskriechen und zum Plage herabklettern.
Ohne den Jungen eines Blickes zu würdi-
gen, begann er die Umgebung auszukun-
dschaften. Beim Gehen hing er mit dem
Oberkörper so weit vornüber, daß er bei
jedem Schritt den Boden mit den Finger-
knöcheln berührte. Er war mächtig unge-
schickt in dieser angenommenen, halbauf-
rechten Gehhaltung, drum mußte er sich zur
Erhaltung des Gleichgewichtes mit den Hän-
den stützen. Auf allen Bieren dagegen lief

er behende, wozu alle übrigen Stammes-
genossen so gut wie nicht imstande waren.
Dagegen war es äußerst selten, daß sich
einer von ihnen beim Gehen mit den Hän-
den stützte. Wer es tat, galt als rückständig.
„Rotauge“ war noch im hohen Grade ata-
vistisch belastet.

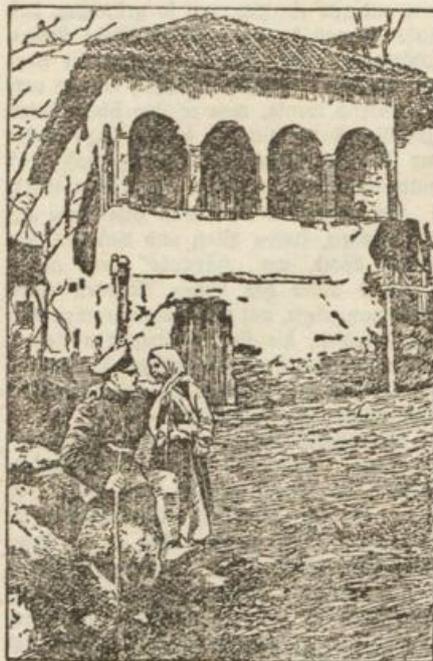
Der Stamm befand sich gerade auf der
Uebergangsstufe vom Baum- zum Höhlen-
leben, eine Entwicklung, an der bereits ver-
schiedene Generationen beteiligt waren und
die sich auch in Körperform und Haltung
auch äußerlich diesem Umschwung schon an-
gepaßt hatten. „Rotauge“ stellte einen
Rückschlag in die primitivere Form der
Baumbewohner dar. Er war zwar bei der
Horde geboren, drum blieb er auch bei ihr;
in Wahrheit gehörte er, Charakter und Aus-
sehen nach ganz anders wohin.

Neuerst vorsichtig und wachsam, suchte
er kreuz und quer den ganzen Platz ab.
Scharf spähte er in die Waldeinschnitte nach
dem Raubtier, das nach aller Meinung den
Neuankömmling verfolgt hatte. Während
dieser scharfen Ausschau, bei der er dem
Jungen gar keine Beachtung schenkte, dränge-
ten sich die übrigen Höhlenbewohner neu-
gierig an den Eingängen und schauten zu.
Endlich hatte er sich wohl von der Gefähr-
losigkeit der Situation überzeugt. Er kam
von einer der Uferböschungen herunter, von
wo aus er soeben die Trinkplätze kontrol-
liert hatte und näherte sich jetzt langsam dem
Jungen, ohne indes nach ihm zu blicken,
bis er endlich neben ihm stand. Da plötz-
lich gab er dem ahnungslosen Kinde, ohne
einen vorhergehenden Laut, mit unglaub-
licher Schnelligkeit eine derart ausgiebige
Maulschelle, daß der arme Kerl vier Meter
weit davon in den Sand schlug.

Halbbetäubt von dem Schlag hörte er
noch den wilden Lärm, das Johlen und
Kreischen, das jetzt vor den Höhlen anhub.
Zu damaliger Zeit galt eben so etwas als
großer Späß.

So wurde „Großzahn“ in die Horde auf-
genommen. „Rotauge“ kümmerte sich nicht
weiter um ihn, mochte der Junge jammern
und schreien in allen Tonarten.

Dagegen umringten ihn neugierig einige
Frauen der Horde, von denen er einzelne
wiedererkannte. Im vergangenen Jahre



Idyll aus Altserbien.

hatte er sie getroffen, als ihn seine Mutter zu den Haseinrußschluchten mitgenommen hatte.

Sie machten aber bald einem Dugend neugieriger junger Quälgeister Platz. Sie schlossen einen Kreis um ihn, zeigten auf ihn mit Fingern, zogen ihm Fragen und pufften und zwickten ihn. Erst hatte er Angst und ließ sich den Schabernack eine Weile gefallen, dann packte ihn plötzlich die Wut, und fragend und beißend sprang er auf den Frechsten der Bande los. Es war „Hängohr“. Er hatte ihn so benannt, weil er nur ein Ohr aufrecht stellen konnte; das andere hing, wohl infolge eines früheren Unfalls, schlaff und bewegungslos herab.

Die beiden bekamen sich zu packen und baigten sich nun herum wie richtige Bengels. Sie kratzten und bißen sich, rissen sich die Haare aus, rangen miteinander und warfen sich gegenseitig zu Boden.

„Großzahn“ war zuerst im Vorteil, mit einer Art Nackengriff glaubte er des Gegners Herr werden zu können. Die Freude dauerte aber nicht lange. „Hängohr“ wußte sich zu helfen und be-

arbeitete so mörderisch den Leib seines Gegners, als wolle er ihm sämtliche Eingeweide heraustrommeln. Das half. Schließlich ließen beide los. Doch bald begann die Rauferei von neuem. „Hängohr“ war wohl ungefähr um ein Jahr älter, aber „Großzahn“ verließ sein Zorn Riesenkräfte. Auf einmal nahm „Hängohr“ doch Reißaus. „Großzahn“ sagte hinter ihm drein und trieb ihn den Trinkplätzen zu. Doch der andere, mit der Gegend vertraut, kannte am Wasser entlang, auf einem anderen Weg die Böschung hin-

aus, quer über den Platz und stürzte sich in eine Höhle mit weitem Eingang. „Großzahn“ ihm immer auf den Fersen, stürzte sich gleichfalls in den dunklen Schacht. Doch da besaß ihn ein großer Schrecken, und winkele er nach seinem Gegner. Dieser schnatterte voll Spott, sprang ungeschrien im Dunkel auf ihn zu und überrannte ihn. Doch ließ er es zu keinem weiteren Handgemenge kommen, sondern machte sich aus dem Staube. „Großzahn“, der noch nie in einer Höhle gewesen war, sah Mut und sah sich darin um. Er befand sich zwischen „Hängohr“ und dem Höhleneingang. Hier konnte dieser also nicht hinaus. Trotzdem war er aber verschwunden. „Großzahn“ horchte, konnte aber den anderen nirgends entdecken. Verwundert setzte er sich an den Eingang hin und lauerte.

Heraus konnte er also nicht, davon war er überzeugt, und doch hörte er ihn nach ein paar Minuten dicht neben sich sichern. Wieder setzte er ihm nach, als der andere in die Höhle zurückflüchtete, kehrte aber doch dann an den Eingang zurück, setzte sich und wartete wieder. Sein Gegner kam auch jetzt nicht heraus und doch — nach kurzer Zeit sicherte er wieder in nächster Nähe des verdachten „Großzahns“, der ihn nun zum drittenmal in die Höhle zurücktrieb. Nachdem sich das noch einige Male wiederholt

hatte, ging „Großzahn“ tiefer in die Höhle hinein und suchte ihn, — aber vergeblich. Er begriff nicht, wie ihm der andere immer entflüpfen konnte. In der Höhle war er nicht, heraus konnte er nicht, und doch war er dann plötzlich hinter ihm und foppte ihn. So wurde allgemach aus der Rauferei ein unterhaltendes Versteckenspiel, das sich den ganzen Nachmittag, mit kleinen Unterbrechungen, fortsetzte und endlich zu einer freundschaftlichen Annäherung führte. „Hängohr“ rannte nicht mehr vor ihm davon, und bald saßen die beiden mit verschlungenen Armen eng beieinander. Dann entdeckte ihm „Hängohr“ auch das Geheimnis der Höhle. Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinein. Sie war durch einen engen Spalt mit einer anderen Höhle verbunden. Die beiden Jungen schlüpfen hindurch und kamen durch den Nebenraum wieder ans Tageslicht.

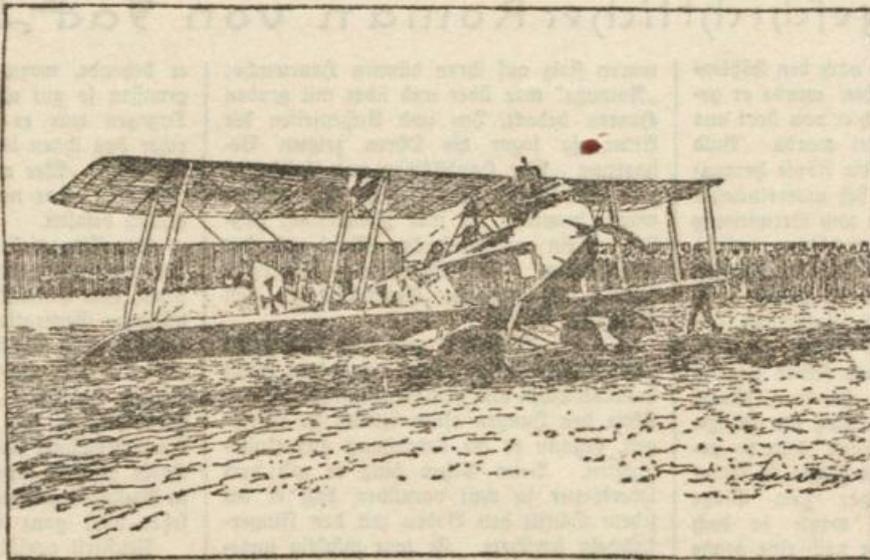
Schnell wurden sie nun gute Freunde. Wenn die anderen Bengels sich zu neuen Duellereien zusammantaten, war „Hängohr“

falls vor ihm versteckten, während die Erwachsenen ihn bei seinem Nahen vorsichtig beobachteten und ihm lieber auswichen, um ihm Platz zu machen.

Als die Dämmerung herniedersank, lag der große Platz einsam und verlassen. Die Volksgenossen suchten für die Nacht Schutz in den Höhlen. „Hängohr“ zeigte dem Freunde den Weg zu seinem Lager. Sie kletterten hoch hinauf in den Klippen, höher als all die anderen Höhlen lagen. Dort winkle ihnen ein schmaler Spalt, der vom Fuße der Felsen aus gar nicht zu sehen war. In den zwängte sich „Hängohr“. „Großzahn“ folgte mit einiger Schwierigkeit — so eng war der Eingang — und befand sich gleich darauf in einem kleinen Felsengemach. Es war arg niedrig, kaum ein paar Fuß hoch und drei bis vier Fuß in der Länge und Breite. Es langte gerade für die Jungen. Hier, eng umschlungen, einer im Arm des anderen, schliefen sie die Nacht über.

Die Höhlen mit weiten Eingängen waren

nicht bewohnt; sie dienten nur den dreifleren Jungen als Spielplätze. Nur die schwer zugänglichen, engspaltigen Höhlen wurden als Wohnräume benützt; je enger der Eingang war, um so geschützter die Höhle; denn die nach-Beute streifenden Raubtiere machten ihnen bei Tag und Nacht das Leben sauer. Gleich am nächsten Morgen konnte sich „Großzahn“ von dem großen Vorteil dieser engen Höhlenportale überzeugen. Beim ersten Morgen grauen schlich „Säbelzahn“, der alte Höhlentiger, über den Platz. Zwei von der Herde,



Luftverkehr Wien-Wilna.

von jetzt ab sein Verbündeter bei Abwehr und Angriff. Und sie beide besorgten es den anderen ein paar mal so gründlich, daß diese sie von da an ganz in Ruhe ließen. „Hängohr“ führte den Freund in der ganzen Ansiedlung herum. Freilich war es ver-schwindend wenig, was er ihm über Sitten und Gebräuche mitteilen konnte; dazu reichte der Wortschatz nicht. Aber „Großzahn“ hatte die Augen offen und lernte so mehr.

So wanderten die beiden zusammen auf den großen, freien Platz und dann in den nahen Wald, wo „Hängohr“ dem neuen Freunde unter den hohen Bäumen einen Grasplatz zeigte, auf dem langwurzige Rüben wuchsen, die sie sich schmecken ließen. Dann nahmen sie einen frischen Trunk aus dem Flusse und wandten sich auf dem Uferpfad wieder den Höhlen zu.

Auf diesem Wege kam ihnen „Rotauge“ entgegen. „Hängohr“, der ihn kommen sah, drückte sich schnell beiseite und duckte sich dicht unter den Uferstrand. Unwillkürlich tat „Großzahn“ das gleiche. Als er sich dann nach dem Grunde von des anderen Furcht umfah, erblickte auch er den Unhold, der mit finsternem, grimmigem Ausdruck seiner entzündeten Augen großspurig mitten auf dem Weg einhertröffe. Großzahn bemerkte auch, daß alle die anderen Kinder sich eben-

falls schon hinabgegeben hatten, flohen schleunigst zurück. Hatten sie nun in der Angst den Kopf verloren, oder war ihnen das Unter zu dicht auf den Fersen, kurzum, statt in den höheren Felsen in den engen Höhleneingängen Schutz zu suchen, stürzten sie sich in die weite offene Höhle am Fuße der Klippen, in der die Jungen tags zuvor gespielt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg der Chemiker.

Von Hans Sybel.

Der gegenwärtige Krieg hat so ziemlich alles mobil gemacht, was wir uns an Wissen und Können errungen haben. Der Techniker ist angetreten; der Naturwissenschaftler findet seine Aufgaben; der Mathematiker entfaltet seine Formeln; der Dichter besteigt lähn das Flügelroß; der Philosoph hat seine stille Denkerklausur verlassen, um über die großen Weltfragen draußen nachzudenken. Treffend schreibt K. Weule in seinem reichhaltigen Büchlein über den „Krieg in den Tiefen der Menschheit“, daß für alle Zeiten und alle Völker der Satz gelte, daß die Kriegsmittel stets den jeweiligen Gipfel aller technischen Errungenschaften darstellen, und man kann wohl überhaupt sagen, daß in Kriegen alles zum Ausdruck kommt, was ein Volk gelernt hat.

Das Arsenal der Waffen in den ältesten

und einfachsten Kulturverhältnissen war nicht eben groß. Man schlug sich die harten Schüdel mit noch härteren Keulen ein; man fällte den Gegner mit dem Streich des Schwertes; Speere und Stangen waren allbekannte Kampfmittel. Der Bumerang kehrte, geschickt geschleudert, in die Hand des Kriegers zurück, und der Indianer lud Pfeile in sein Blasrohr. Ueberall kommt hier Muskelwirkung zur Geltung, und der kräftigste Krieger durfte den höchsten Anspruch auf Sieg erheben.

Was wir nur noch als kindliches Spielzeug kennen, Pfeil und Bogen, bedeuten in der Kriegsgeschichte einen Fortschritt zu einer ganz neuen Art von Waffe. Diese beruht auf einer Eigentümlichkeit der Körper, die bei allen mehr oder weniger anzutreffen ist. Wie der Mensch seine Formen und Sitten nicht plötzlich modelt, so halten auch die Körper ihre Gestaltungen fest, oder sie suchen sie wiederzugewinnen, wenn eine Störung eingetreten ist. Man nennt das „Elastizität“. Die Spannung des Bogens ist ein

Eingriff in dessen Formenrecht; wird die Sehne freigegeben, so schnellt das gekrümmte Holz wieder in seine Ruhelage zurück. Und dabei kann es eine Arbeit leisten, die vielleicht ein leuchtendes Menschenleben auslöscht. Schon Griechen und Römer haben die Vorteile der Elastizität auch zum Bau von Kriegsmaschinen ausgenutzt. Der Stellungskrieg, der ja überhaupt austritt, wo ein letzter Platz belagert wird, erforderte besondere Kampfmittel, mit denen man Pfeile, Steine, Ballen oder wohl auch Tierleichen weithin schleudern konnte. Da baute man zum Beispiel den „Onager“ vor einer Mauer auf, die sturmfest gemacht werden sollte. Man stellte sich vor, daß zwischen

zwei Stricke nebeneinander ausgespannt sind. Zwischen diese werde ein Holzstab gesteckt und darauf einige Male im Kreise herumgedreht. Dann spannen sich die Stricke natürlich an, und der Stab federt sofort kräftig zurück, wenn man ihn freigibt. Dabei kann er irgendein Wurfgeschloß fortschleudern. Diese kleine Vorrichtung veranschaulicht den Grundgedanken eines Onagers. In aller Zeit drehte man Stricke aus Haaren oder Tiersehnen zusammen, und bei oft den Katapulten, Ballisten, Steinwerfern, Skorpionen und wie diese Kampfmittel sonst heißen, wurde die Federkraft immer durch solche Verwindungen erzielt. Ebenso spielte bei dem Schuß- und Wurfzeug des Mittelalters, soweit nicht Schleudern mit großen Gegengewichten angewendet wurden, die Elastizität ihre Rolle, wenn auch in etwas anderer Weise. Die Konstrukteure der „Geschütze“ verfolgten nämlich den durch die Erfindung des Bogens gewiesenen Weg, indem sie von da zur Armbrust und weiter zur Armbrustmaschine schritten, wobei schon stählerne Federn zur Anwendung kamen. So ist also „Elastizität“ das Schlagwort oder Stichwort für eine lange Entwicklungsreihe der Kriegsmaschinen.

Aber auch hier wurde letzten Endes Muskelarbeit als treibende Kraft eingesetzt. Denn man bediente diese Geräte eben doch mit den Händen. Freilich wurden gewisse nützliche Umwege eingeschlagen, die es

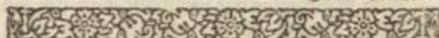
Mädchen am Abend.

Wenn an ihr Fenster der Abend düstert,
Sehnen die bange Mädchen so sehr
Ihre fernern Soldaten her.
Sind sich einander dann alle verschwifert.

Sind eine große Gemeinde von Gleichen,
Fühlen ihr Blut so ganz seltsam gehn.
Lassen sich kühl ihre Schläfen bewehn,
Wenn die nächtigen Winde streichen.

Schweben dann als herzliche Gefährten
Ueber der fernern Soldaten Reihn.
Wollen nicht bange Mädchen nur sein.
Müssen süße Madonnen werden.

Jans Bauer.



ermöglichten, mit geringer Anstrengung große Spannkräfte aufzuspeichern. Man arbeitete nämlich mit Hebeln, Zahnrädern, Winden und dergleichen, wandte also aller-



Berliner Ausstellung des städtischen Schuhkursus für Gemeindeschullehrerinnen.

hand Uebertragungen an. Und hiermit war außerordentlich viel gewonnen. Jetzt kam es nicht mehr allein auf rohe Muskelkräfte an; der Mathematiker und der Mechaniker wurden führende Leute.

Da iraten die Feuerwaffen auf, das Schießpulver kam in Gebrauch. Eine scheinbar harmlose Zusammenstellung von 74 Prozent Kalisalpeter, 16 Proz. Holzkohle und 10 Proz. Schwefel kann ungeheure Kräfte entwickeln. Ein Gramm gewöhnlichen Schwarzpulvers nimmt ungefähr ein Kubikzentimeter ein. Verbrennt es im Freien, so machen die Gase etwa 200 Kubikzentimeter aus. Explodiert das Pulver dagegen in einem geschlossenen Raum, so entwickelt sich bei den heutigen Mischungen eine Temperatur von 2 bis 3000 Grad, und schon in einem 7,5-Zentimeter-Feldgeschütz entfaltet sich ein Druck von etwa 2000 Kilogramm auf jedes Quadratcentimeter. Diese seltsamen Kräfte haben die Weltgeschichte tatsächlich in neue Bahnen gelenkt. Das Schießpulver ist nicht nur Spiegel der Kriegsgeschichte: es hat auch Kriegsgeschichte „gemacht“.

Hier stellte man also chemische Mittel in den Dienst des Kampfes. Man hatte entdeckt, daß in der Natur wunderbare Kräfte schlummern, die nur geweckt werden wollten. „Ausgelöst“ sagt der Naturwissenschaftler. Schießpulver ließ sich auch verhältnismäßig leicht beschaffen, und ein Fünftel genügte,

um seine Entfesselung zu bewirken. Kein Wunder also, daß sich das Pulver die Welt eroberte, und daß man den gefälligen Geist schätzte, der den Muskeln soviel Arbeit abnahm.

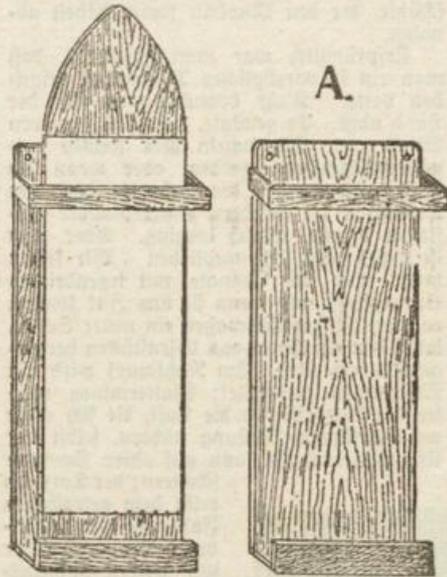
Ursprünglich war man zufrieden, daß man ein so vorzügliches Treibmittel gefunden hatte. Mehr brauchte man vor der Hand nicht. Es genügte, wenn die schweren Stein- oder Eisenkugeln dem Feinde entgegengeschleudert wurden, oder wenn die plumpe Feuerwaffe des Fußvolks, das man anfangs in 37 Gliedern hintereinander aufstellen konnte, endlich losging. Aber man ist dabei nicht stehen geblieben. Wir füllen heute auch die Granate mit irgendeinem Sprengstoff, und wenn sie ans Ziel kommt, entladet sich gewissermaßen ein neuer Schuß, durch den ein Hagel von Eisenstücken herumgeschleudert wird. Im Nahkampf wird mit Wurfmijnen gearbeitet; Flatterminen werfen die Angreifer in die Luft, die sich einer wohlbesetzten Stellung nähern, selbst der Ueberdreadnought kann auf einer Seemine scheitern; der Torpedo reißt dem getroffenen Fahrzeug eine unheilvolle Wunde. Oder wir wirken unmittelbar tödlich mit giftigen Gasen.

Die fürchterlichen Sprengmittel, die der heutige Krieg anwendet, sind aus den Laboratorien der Chemiker hervorgegangen, die in eifriger Arbeit um sie gerungen haben. Sie sind keine Zufallsgebilde, wie das beim Schießpulver vielleicht der Fall ist. Allerdings sind die Sprengstoffe teilweise ziemlich leicht herzustellende Körper, die schon ein Schulbube zusammensetzen kann. Aber sie mußten doch erst von der Wissenschaft gefunden werden. Wir mischen zum Beispiel 1 Gramm Salpetersäure mit 2 Gramm Schwefelsäure in einem kleinen

Porzellangefäß. Dahinein wird dann etwa ein kleiner Ballen Papier mit einem Glasstab getaucht und in der Mischung gehörig eingeweicht. Vielleicht 5 Minuten lang. Dann wird das Papier herausgenommen, sauber ausgewaschen und schließlich getrocknet. Aber dabei ist höchste Vorsicht geboten. Denn das harmlose Stückchen Papier ist jetzt zu einem furchtbaren Sprengstoff geworden: es ist Nitrozellulose oder Schießbaumwolle! Bei ihrer Explosion entstehen nur Gase, und ein Kilo Nitrozellulose braucht zum Abbrennen nicht mehr als den 50 000sten Teil einer Sekunde. Alle diese starken Sprengmittel, bis hinauf zur Pikrinsäure, die eines der allerkräftigsten darstellt, sind nicht als Gekochtriebmittel in Beschuß oder Gewehr zu verwenden, wo man immer noch „Pulver“ gebraucht — freilich in allerhand neuen Formen.

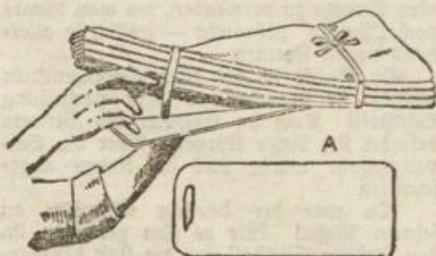
Ein Punkt ist bei allen Sprengmitteln wichtig: sie brauchen zu ihrer Herstellung Stickstoff! Auch im Salpeter des Pulvers befindet sich dieser Körper. Aber die Salpeterzufuhr wurde uns im Kriege abgeschnitten.

Da war der deutsche Chemiker an seinem Plage! Wie es ihm gelungen ist, den spröden Stickstoff aus der Luft herabzuholen und ihn zum Kriegsmittel zu machen, davon wird man erst später offener erzählen dürfen. Genug, daß die Chemie ihre Aufgabe glänzend gelöst hat!



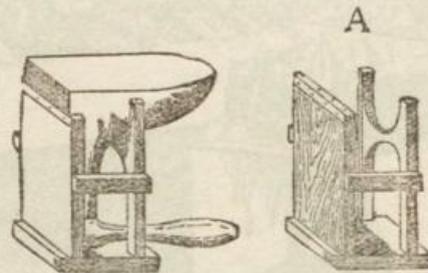
Plättbrett mit Ständer.

Für das Trocknen und Bügeln der Wäsche wollen wir hier einige kleine praktische Winke geben. Die Wäschebaken, die nicht verzinkt sind, rosten bekanntlich in ganz kurzer Zeit; die Velne wird an den Stellen, wo sie befestigt ist, rostig, und die Folge davon ist, daß die Wäsche die häßlichen Rostflecke erhält. Um diesem Uebel abzuwehren, zieht man gebrauchte leere Garnrollen über die Baken, wie das unsere Abbildung veranschaulicht. — Ist die Wäsche getrocknet und gerollt, so muß sie geplättet werden. Da ist ein Plättbrett mit Bod äußerst praktisch, schon weil man es überall aufstellen kann und nur das eine Ende des Brettes auf einen festen Gegenstand aufzulegen braucht. Man stellt sich einen Holzbod her (Abb. A); an der oberen wahren rechten Holzleiste wird außen eine Dose eingeschraubt, dann wird der Bod mittels Scharniere am Plättbrett befestigt. Einige Zentimeter vom Rand des Plättbrettes entfernt wird ein Haken angebracht, der beim Aufstellen des Brettes in die Dose eingehakt wird. Will man das Plättbrett nicht mehr benutzen, so klappt man den Bod hoch und schnallt ihn am Plättbrett fest. Zu diesem Zweck hat man einen Riemen oder Gurt mit Schnalle an der Unterseite des Plättbrettes befestigt. — In mancher Wohnung ist man aber so beengt, daß oft nicht einmal Platz ist, ein Plättbrett unterzubringen. Man fertigt sich daher einen Ständer an, den man an die Wand hängen kann. Aus stärkerem Holz schneidet man die Rückwand, nagelt den Boden unter und befestigt vorn eine breite Leiste. Einige Zentimeter vom oberen Rande entfernt bringt man ebenfalls Leisten an (A), damit das Plättbrett nicht herausfallen kann. — Zum Bügeln von Samt, Bändern und ähnlichen Dingen, welche nicht überplättet werden dürfen, son-



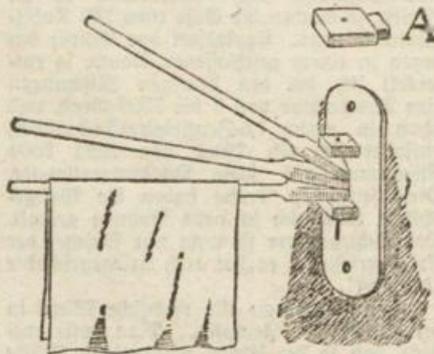
Wäscheordner.

dern über das Plättbrett gezogen werden müssen, stellt man sich aus Holz einen Ständer (a) her. Rückwand und Boden werden zusammengenagelt. Dann schneidet man die Vorderwand, auf der das Eisen ruht, halbkreisförmig aus, ebenfalls den unteren Teil der Vorderseite, dort, wo der Griff hindurchführt. Die oberen Kanten des Ständers werden mit Eisenblech benagelt, damit sie nicht fengen. Will man das Plättbrett in Gebrauch nehmen, so stützt man den Ständer über und dreht ihn dann um. (Vorder- und Rückwand werden der Größe des Eisens entsprechend mit Leisten zusammengehalten). — Zum Wäschetrockner beschafft man sich ein schmales, langes Brett, welches man oben und unten abrundet. Dann bohrt man einige Zentimeter vom oberen und unteren Rande entfernt je ein Loch in das Brett, um den Trockner mittels Schrauben an der Wand befestigen zu können. An die Rückwand setzt man zwei Klöße (Abb. A), und zwar in Einschnitte, in denen diese genau hineinpassen. Die Klöße erhalten in der Mitte je ein Loch; durch dieses hindurch führt ein langer Nagel, welcher nun auch gleichfalls durch die zwischen den Klößen eingefügten Wäscheaufhängeleisten führt. — Um schließlich die fertigen Wäschestücke glatt in den Schrank legen und ebenso glatt auch hinaus befördern zu können, bedient man sich eines einfachen Mittels, eines Brettes (A). Nachdem man vorn einen Griff herausgeschnitten, legt man die Wäschestücke auf und schiebt das Brett in den

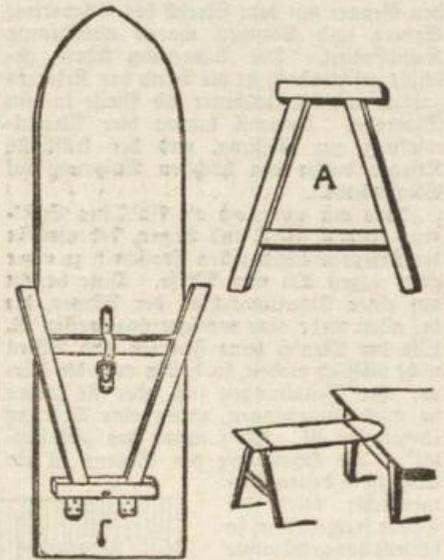


Plättbrett mit Ständer.

Schrank hinein, dann zieht man es wieder heraus; auf diese Art kommt die Wäsche tadellos glatt im Schrank zu liegen. o. g. Zitate. Eins der größten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nötig. (Kant). — Man soll die Gerechtigkeit höher achten als das größte Glück der Erde. Gesundheit, Fröhlichkeit, die Liebe anderer, Heberfuß, ja selbst das Leben hängt nicht immer von uns ab. Gerechtigkeit ist das einzige, was uns gehört, was wir in unserer Gewalt haben, was uns kein Zufall,



Vorrichtung zum Wäschetrocknen.



Plättbrett mit Bod.

keine Macht, ja selbst der Tod mit dem Leben nicht rauben kann. (Lafontaine). — Wenn Seufzer die Welt verbessern könnten, so wäre sie längst keiner Verbesserung mehr fähig. (Corvinus). — Erziehen heißt aufwachen vom Schlafe, mit Schnee reiben, was erstoren ist, abkühlen, was brennt. (Hippel). — Ein Welser verlangt alles nur von sich; ein Dummer alles von anderen. — Andere durchschauen ist Umsicht, sich selbst durchschauen ist Einsicht. — Andere lenken ist Können, selbst sich lenken ist Macht. (Chinesische Weisheit).

Rätsel-Aufgaben.

Silberrätsel.

Aus den Silben a a a ar bi bu da ei lo li ll mo na ni nl no taf re til tit to tu ty ze bilde man 9 Wörter folgender Bedeutung: 1. asiatisches Land, 2. Schlachtort an der Westfront, 3. sagenhafte Person der russischen Reichsgründung, 4. Frauennamen, 5. Säurelösungsanstrichmittel, 6. Rechtsbegriff, 7. Sprengmittel, 8. slavischer Frauennamen, 9. Brodbrot. Sind die Worte richtig gefunden, so nennen die Anfangs- und die Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Begründer des Sozialismus, dessen Geburtstag wir demnächst begehen, und sein Hauptwerk.

Stahlrätsel.

Aus den Buchstaben a a a a a a b b e e e e e e e e e e b b b b i i t t t t m m n n n n n n n n o o r r r r e s s s s t t u u b i l d e man 11 Rufnamen; dann stelle man die einzelnen Blöcke so untereinander, daß einmal der Anfangsbuchstabe, das andere Mal der Endbuchstabe, abwechselnd gelesen, einen in der modernen Arbeiterbewegung vielgenannten Tag nennet.

Auflösung des Rätselproblems „Kamm“.

W	E	I	C	H	-	E	L	S	T	R	O	M
E	L	A	I	E	H	O						
R	L	V	S	I	E	S						
R	E	E	A	N	I	E						
A	R	L	K	E	N	L						

Auflösung des Käsenrätsels.

Kranz — Kumpel — Marie — Felle — Galma
K p r i l.
(Namen der Rästelöser werden nicht veröffentlicht.)



Haken für Wäscheleine

mit Rolle, der Postfische von Velne und Wäsche fernhalten soll.